



Die Ost-Heimat erscheint im Monat 2 mal als Beilage zum Gefelligen.

Druck und Verlag: Eichstädtische Buchdruckerei Wilhelm Pein, Verlag „Der Gefellige“, Komm.-Bez., Schneidemühl.
Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Franz Viehl, Schneidemühl.

Zwischen Warthe und Weichsel.

Von Franz Vüdte.

Es ist schön, mein Posener Land! Wenn je das Wort von der „herben Schönheit“ auf eine Landschaft gepakt hat, dann auch auf unsere Heimat. Eine Schönheit, die nicht für die Menge ist, die nicht jeder begreift. Man muß „Kenner“ sein, um sie zu würdigen. Denn etwas Eintöniges, fast Armseliges scheint dieses Land zu haben. Kein Fremdling sucht es auf, wie er die Alpen, den Rhein, die Nordsee oder Masuren besucht. Der Strom der Reisenden fließt vorüber. Aber den Kunde des Landes öffnet die Natur den Blick für tausend Reize und manchem, der aus „schönen“ Gegenden kam, sind die Augen auf- und übergegangen. Ihm bieten die weiten, wogenden Felder keine Sangeheile. Der Wind rauscht über das Aehrenmeer dahin, und das Bewußtsein, daß auch diese Stätte gesegnet ist, geht ihm auf. Die Eintönigkeit endloser Ebenen wird zur Erhabenheit. Fern, fern der Horizont, und des Himmels Wölbung hoch über diesem Lande ...

Große Flüsse bewässern es; nicht zu Lust und Freude, aber zu ernster Arbeit blähen sich auf ihnen die Segel. Lastkähne fahren dahin, es rasseln die Ketten der Dampfer, gewaltige Traktoren Holz werden die Wasserstraßen hinabgeschlößt.

Und helle Augen hat das Posener Land: das sind die Hunderte seiner Seen! Schön ist's, wenn die Sonne auf ihnen liegt, daß sie gleichen wie Spiegel; schön, wenn der Herbst seine Nebel daraus hebt; schön, wenn der Sturm in den Bogen wühlt und die Oberfläche sich mit unzähligen weißen Rämmen schmückt. Wie oft tauchten hier unsere Kuder ein, wie oft!

Umkränzt sind die Seen von reichlichem Walde. Ernster Kiefernstand ist's, der hier in Forsten sich dehnt. Lange kannst du einsam in ihnen wandern.

Aber zumeilen geht die Mattigkeit der Ebene in wellige Formen über; dann richten sich Hügel und Berge empor. Und forschest du nach,

so findest du in ihnen die Reste von Gräbern: Urnenscherben, Waffen aus Bronze und Stein und bröcklige, gebleichte Menschentwachen. Hier haben vor Zeiten Völker gelebt, die das Schwert zu führen verstanden, die sich über Sumpf und Moor in den See hinein auf Pfählen Wohnungen bauten, die das edle Tier in den Wäldungen jagten. Kein Sängler hat ihrer in unsterblichen Liedern gedacht; die tiefe Nacht bedeckt sie; vergessen, lange vergessen. Nur der Wind klagt leise um die Gräber der Hünen und Helben.

Aber in noch frühere Zeiten schweift der Blick. Nicht immer standen Hügel und Wälder so, nicht immer schimmerten die Seen, flossen die Ströme wie heut. Meere fluten hier und sind verfliegt, das Land hat sich gehoben, und wieder gesenkt, sonnigen Jahretausenden folgten eisige, als, von Mitternacht kommend, himmelhohe Gletscher den Boden in eine Decke langen, harten, leblosen Winters hüllten. Als aber das Eis schmolz und dem Westen zu die Wasser der Urströme rauschten, da war unser Land gebildet, wie eine Glocke in fester Form — fast so, wie es heute uns anschaut. Da waren die Hügel aufgeschüttet, die breiten Täler gefurcht, da hatten die Rinnen der Gewässer tief sich eingeschnitten in das Posener Land.

Und auf diesem Lande dann wuchsen Moore und Wälder, wuchs goldenes Korn und gab Nahrung den Menschen, die darauf wohnten.

Die Völker zogen hin- und herüber; eine Grenzmark ist es seit alters her, vor Jahrhunderten wie heute. Zwei Völker, verschieden an Abstammung, Lebensart, Geschichte wohnen noch jetzt in ihm, hart aneinander. Und dennoch: dieses Land ist deutsch.

Germanen haben hier geessen, als man die Steinart schliff; germanisch blieben Warthe und Weichsel, als die Goten ihre nordischen Sipe verließen. Und später lehrten sie ins verflaute, verflaute Land zurück, kamen heim, brachten Gesittung und Religion, Sprache und Kunst, Wissenschaft und deutsche Art. Wird ihnen trotz der Not und Tod das Land gehören, ihnen und ihren Geschlechtern, in alle Zeit und Ewigkeit?

Es wird's!

Denn die wir in diesem Boden wurzelten, sind ein starker Stamm. Nicht die Schlechtesten aus des Reiches Gauen kamen hier her. Zum Ausruhen war nicht Zeit: Arbeit winkte und Kampf. Deswegen eilten aber auch starke, harte, arbeitssame Menschen herbei und hatten starke Nachkommen. Ein herbes Geschlecht wie das Land selbst! Nicht liebenswürdig, nicht von überfeinen Sitten, oft rauher und ernster, als es nötig erschien, aber auch ohne Falch und Heuchelei. Mißtrauisch vielleicht, verschlossen, stolz, aber auch einfach, kraftvoll, tapfer.

Sie haben es verloren, die Flut brach über ihre Deiche; sie werden neue Deiche bauen.

Wie einst vor Jahrhunderten die Väter ins Land zogen, Klöster bauten, Wälder rodeten und nach deutschem Recht Dörfer und Städte gründeten, so werden auch wir, wenn Gottes Stunde schlägt, samt Söhnen und Enkeln die alte Heimat neu besitzen, ihre teutonico, nach deutschem Recht, in Zeit und Ewigkeit!

Der Bau der Ostbahn innerhalb des Gebietes des Nebekreises.

Nach Akten und Druckschriften des Magistrats zu Schönlanke.

Von Friedrich Hoff, Schönlanke.

Der Bau einer Eisenbahn nach dem Osten des preussischen Staates, besonders nach Königsberg i. Pr., ist im Jahre 1842 zum ersten Male ernstlich in den Verhandlungen der städtischen Ausschüsse sämtlicher Provinzen erörtert worden, aber erst die politischen Erschütterungen des Jahres 1848 ließen das Projekt zur Ausführung gelangen. Besonders die durch die politische Lage hervorgerufenen ungünstigen Arbeitsverhältnisse in Berlin gaben der Regierung Veranlassung, schneller als bisher vorzugehen.

Zuerst wurde die Strecke von dem Punkte, wo die neue Bahn die schon bestehende Bahn Stargard—Posen schneiden sollte, bis Schneidemühl in Angriff genommen. Zwei Umstände waren für den Beginn der Arbeiten an diesen

Stelle maßgebend. Zunächst konnten die revolutionären Schreier aus den schon bestehenden Eisenbahnen von Berlin über Stettin—Stargard, in Richtung Posen bis zu den Arbeitsstellen geschafft und für die Ruhe der Hauptstadt unschädlich gemacht werden. Fernerhin wurde — zwar auf einem Umwege, so doch in kürzerer Zeit — die Verbindung mit den östlichen Provinzen hergestellt. Durch Erlass vom 14. Juni 1848 wurde bestimmt, unverweilt mit den Erdarbeiten der beabsichtigten Eisenbahnlinie von dem Schnittpunkte unweit Triefen in Richtung Bromberg zu beginnen. Nach dieser Verklagung des Ministers sollte die „Königliche Kommission für die Ostbahn“ ihren Sitz in Schneidemühl nehmen; es erwies sich aber als praktischer, daß sie sich in Schönlanke niederließ.

Die Nachricht von der Inangriffnahme des großen Ostbahnbaues trat in Schönlanke am 16. Juni ein; sie rief unter der Bürgerschaft allgemeine Freude hervor. Nach dem Niedergang der Tuchmacherei herrschte in der einst blühenden Stadt größte Armut, und bei dem Mangel jeglichen Verkehrs waren viele der Verweisung nahe. Auf die Dauer mußte dieser Zustand zur gänzlichen Verarmung der Einwohnerschaft und des Gemeinwefens führen, wenn nicht von anderer Seite Hilfe kam. Nun eröffnete sich plötzlich nicht nur der arbeitenden Klasse, vielmehr auch den übrigen Ständen eine Aussicht auf Verdienst. Laut wurde daher die neue Maßregel der Staatsregierung gepriesen. Die Kommission für die Ostbahn begann sofort mit der Organisation der Erdarbeiten, indem sie Baubüros in Pilehne, Schönlanke und Schneidemühl einrichtete. Am 26. Juni trat der erste Transport Berliner Arbeiter, 204 Mann, auf der vor einigen Tagen eröffneten Bahnlinie Wolberg—Bronke in Dragebruch ein. Die Strecke Stargard—Wolberg war am 10. August 1847 dem Verkehr übergeben worden. Weitere 100 Mann kamen am 29. Juni an, denen immer mehr Arbeiter folgten. Die Befürchtung, daß diese Leute, wie in Berlin, Ausschreitungen größeren Stils begehen würden, bestätigte sich im allgemeinen nicht. Es wurde zwar viel debattiert und geskritten und mancherlei Reden auf die Revolution gehalten. Ernsthafte Exzesse, über die wir an anderer Stelle berichten werden, entstanden nur in Schönlanke, dem Sitz der Kommission für den Bahnbau. Die Tumulte hatten ihren Grund nicht in der Politik, sondern meist in der Unzufriedenheit mit dem Lohn oder in provinziellen Eifersüchteleien. Die einheimischen Arbeiter fühlten sich beeinträchtigt, daß Fremde Beschäftigung erhielten, sie aber zurückstehen mußten. Hierwegen entstanden zwischen dem Landrat des Kreises Czarnikau und der Ostbahnverwaltung Streitpunkte. Während von hiesiger Seite verlangt wurde, daß die beschäftigungslosen Einwohner der Städte und Dörfer herangezogen würden, hielten die Zentralstellen von Berlin aus die Kommission an, in erster Linie Berliner zu beschäftigen. Dabei waren diese großstädtischen Arbeiter zum überwiegenden Teile Buchdrucker, Schriftsetzer, Buchbinder, Maler, Musterzeichner, Handlungsbdiener usw., ganz junge, eben dem Knabenalter entwachsene Jünglinge, die die schwere körperliche Arbeit kaum leisten konnten. Infolgedessen war ein dauernder Wechsel unter den Leuten. Ende September 1848 waren von 1300 im Gebietsteile des heutigen Nebekreises be-

schäftigten Berlinern schon 450 wieder abgegangen.

In Schönlanke und der näheren Umgegend waren gegen 500 Bahnarbeiter einquartiert. Die Folge dieses Bevölkerungszuwachses war eine bedeutende Vergrößerung des Fleisch- und Brotverbrauches. Fleischer und Bäcker waren nicht in der Lage, ihre Waren für einen zivilen Preis zu liefern. Der Magistrat richtete deshalb an die umliegenden Städte das Ansuchen, ihre Innungen auf guten Absatz aufmerksam zu machen. Auch wurde von der Stadtverwaltung den einheimischen Geschäftsinhabern bei Androhung von 5 Talern Strafe aufgegeben, in ihren Verkaufslökalen die Preise und das Gewicht anzuschlagen. Anfangs wurden die Märkte von auswärtigen Kaufleuten und Landwirten besucht; als sich aber die Arbeiter Unzutmäßigkeiten zuschulden kommen ließen, blieben die Märkte leer.

Zur Sicherheit der Bevölkerung war Militär in der Nähe der Arbeitsstellen untergebracht. So traf mit dem ersten Transport eine Kompanie des 9. Infanterieregiments aus Stettin ein, die als Quartier Pilehne erhielt. In Schönlanke lagen außer Infanterie 2 Btlge Ulanen, die verschiedentlich einschreiten mußten. Kleine Differenzen entstanden wegen der Arbeitseinteilung, die aber durch einschneidende Vorstellungen und energisches Vorgehen beseitigt wurden. In manchen Orten rückt nicht in die Ferne ein Arbeitertrupp mit ihren schwarz-rot-goldenen Fahnen und Bändern morgens zu ihrer Arbeitsstelle aus und kehrt abends unter Gesang in die Stadt und ihre Quartiere heim. Der Lohn betrug zunächst 1,40 bis 1,50 M., stieg aber bei Akkordarbeit und zunehmender Geschicklichkeit auf 1,80 M. An verschiedenen Stellen der Bahnlinie hatte die Baukommission Speisehäuser und Verkaufsstellen eingerichtet, in denen die Leute jederzeit billig das Nothwendigste erstehen konnten. Marktender, auch wandernde Rächen, durchzogen die Gegend. Die Mahlzeiten bereiteten sich die Arbeiter meist selbst; sie wohneten in einfachen Baracken und Erdhütten in der Nähe der ständig wechselnden Arbeitsstellen.

Nur ein kleiner Teil einheimischer beschäftigungsloser Bürger wurde beim Bahnbau verwendet. Häufig richteten Behörden und die Betroffenen selbst Gesuche zur Einstellung von Arbeitern an die Kommission. Der Andrang dieser Leute zu den Baubüros war groß. Unter dem 19. Juli 1848 gab die königliche Kommission dem Schönlancker Magistrat bekannt, daß keine Arbeiter mehr angenommen werden könnten und polizeiliche Maßregeln zu ergreifen wären, damit die tägliche Belagerung der Büros aufhöre. Die Erdarbeiten gingen im allgemeinen rasch von statten und schon im September wurde mit der Schüttung des Bahnkörpers bei Nektal hinter Schneidemühl begonnen.

Mit dem weiteren Fortschreiten des Baues ergab sich die Notwendigkeit, den Sitz der Kommission von Schönlanke nach Bromberg zu verlegen. Große Unruhe bemächtigte sich bei dieser Nachricht der Einwohnerschaft, da ihr hierdurch starker Nachteil entstehen mußte. Stadtverordnetenversammlung und Magistrat beschäftigten sich am 11. November 1848 in einer Sitzung mit der beabsichtigten Verlegung der Behörde, in der letztere beauftragt wurde, das Staatsministerium zu ersuchen, die genannte Kommis-

sion weiterhin in der Stadt zu belassen. Nach schluß fand. Dit mußte er sich mehrere Stunden an einem Orte aufhalten oder gar übernachten, einer Absehnung dieses Besuches durch den Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten wurde seitens des Magistrats nochmals ein Bittgesuch mit ausführlicher Begründung gestellt, welches jedenfalls erreichte, daß die Angelegenheit erneut in Erwägung gezogen wurde. Am 30. März 1849 ging der Bescheid ein, daß nach nochmaliger Erwägung im Interesse der Ausführung die Verlegung der Behörde unumgänglich sei, daß Schönlanke aber insofern berücksichtigt werden würde, als hier noch längere Zeit ein Abteilungsbüro mit mehreren Beamten verbleiben sollte. Bei ihrem Abzuge sprach die königliche Kommission für die Ostbahn der Stadtverwaltung den verbindlichsten Dank für die freundliche und bereitwillige Zuorkommenheit während ihres Sitzes in Schönlanke aus.

Beschäftigung an der Ostbahn war einträglicher als Landarbeit. In den folgenden Jahren bemühten sich die Landleute mit allen Mitteln um Einstellung beim Bahnbau, weshalb der Czarnikauer Landrat am 11. August 1849 eine Bestimmung erließ, daß bis zur Einbringung der Ernte kein Arbeiter aus der Umgegend angenommen werden dürfe.

1851 konnte die Teilstrecke Kreuz—Bromberg dem Verkehr übergeben werden. Die Eröffnung der Bahnlinie nahm Friedrich Wilhelm selbst vor. Am 25. Juli trat er gegen Mittag in Stettin ein, fuhr dann nach Stargard und von dort, weil ein königlicher Salonwagen fehlte, in einem neuen Ostbahnwagen nach Kreuz weiter. Da der König nicht mit der Bahn zurückzufahren gedachte, führte er in einem Extrazuge zahlreiche Wagen, Chaisen usw. mit. Auf dem Bahnhof in Kreuz empfing den König der Handelsminister von der Hentz und der Geheime Oberfinanzrat Mallin, die beide am Tage vorher in Wolberg eingetroffen waren, sowie der Vorsitzende der Eisenbahndirektion Bromberg, Geheimer Regierungsrat Wernich, mit den übrigen Mitgliedern und sonstigen Behörden. Man hatte zwei geschmackvolle pyramidenartige Säulen errichtet, neben den von beiden Seiten Spaliere von Laubwerk entlang liefen, deren Streben Eisenbahnschienen bildeten. Arbeiter mit ihren bekränzten Werkzeugen stellten sich zu beiden Seiten auf. Minister Hentz hielt die erste, Wernich die zweite Begrüßungs- und Dankesrede an den König. Bald darauf wurde die Reise nach Bromberg fortgesetzt. Auf sämtlichen Stationen waren die Gebäude festlich geschmückt. Tausende von Menschen hatten sich überall auf Feldern, in Wäldern längs der Bahnstrecke eingefunden, das dahineilende, segensbringende Dampflok mit freudigen Hurras zu begrüßen. Dieser denkwürdige Tag war für alle von der neuen Bahn durchschnittenen Gebietsteile ein Festtag.

Der erste öffentlichen Verkehr dienende Zug, der die neue Strecke besuhr, wurde am 26. Juli 1851 abends 11 Uhr vom Stettiner Bahnhof in Berlin, der erste Zug aus Bromberg am 27. Juli nachts 2,30 Uhr abgefahren. Betrieblich wurde die Strecke Stettin—Stargard—Kreuz—Bromberg als durchgehende Linie angefahren, der sich die Strecke Kreuz—Posen als Zweigbahn anschloß. In der ersten Zeit des Eisenbahnbetriebes in Preußen hatte jede Bahn,

jede Gesellschaft den Fahrplan so angefertigt, wie er ihren Interessen am meisten entsprach, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob der Reisende auf der Umstiegestation geeigneten Anlehnung die Bahn der anschließenden Strecken weiter beförderte. Ein Versuch des Staates, die verschiedenen Eisenbahngesellschaften zur Vereinbarung und Aufstellung durchgehender Fahrpläne zu veranlassen, war anfangs erfolglos.

Zur Führung und Verwaltung und zur Leitung des Betriebes auf den ersten Strecken der Ostbahn und der am 1. Juli 1851 durch Vertrag vom 26. Juni in Verwaltung des Staates übergebenen Stargard—Posener Bahn wurde eine besondere Behörde unter dem Namen „Königliche Eisenbahndirektion in Stettin“ als eine Deputation der Direktion der Ostbahn eingesetzt. Diese Verwaltungsstelle organisierte und leitete den Betrieb auf den ihr unterstellten Strecken vom Tage der Eröffnung der Ostbahn an, während die Direktion in Bromberg sich im wesentlichen mit dem weiteren Ausbau der Bahnlinie beschäftigte.

Am 12. Oktober 1857 wurde die Strecke Kreuz in Richtung Berlin eröffnet. Und erst 10 Jahre später war die Aufgabe, die östlichen Provinzen unter sich und mit der Landeshauptstadt zu verbinden, vollendet. Die Ostbahn war, abgesehen von der Strecke Berlin—Küstrin, einspurig angelegt. Doch entwickelte sich der Verkehr bald in ungeahnter Weise, so daß sich das Bedürfnis nach einem zweiten Gleise herausstellte. Die Inbetriebnahme des zweiten Gleises auf der Strecke Driesen—Flehe erfolgte im September 1864, auf der Strecke Flehe—Schneidemühl im Herbst 1868.

Belebend wirkte der Bau der Ostbahn auf Handel und Verkehr in den von ihr erschlossenen Gebieten, und viele Städte und Gemeinden erfreuten sich eines besonderen geschäftlichen Aufschwunges.

Die ersten Schutzpockenimpfungen in Westpreußen.

Heute, da wir längst die geschlichen Schutzpockenimpfungen kennen, ist es nicht uninteressant, einen Rückblick in die Anfänge des Schutzpockenimpfens zu tun.

Im Anfange des Jahres 1815 herrschte in Polen eine Pockenepidemie, und es fanden sich Pockenranke bald auch im Deutsch Kroner Kreise. Die Polizeibehörden, die Aerzte und Wundärzte wurden darum angewiesen, dieser Angelegenheit ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen und über ihre Betrachtungen von Zeit zu Zeit der Kreisbehörde zu berichten. Sofern sich neue Fälle von Pocken im Kreise zeigten, war nicht nur schleunigst Anzeige zu machen, sondern auch der Weiterentwicklung der Krankheit durch geeignete Maßregeln vorzubeugen. Dazu gehörte nicht nur eine möglichst strenge Sperre der infizierten Häuser, sondern vor allem die schleunigste Impfung aller im betreffenden Orte und in den Nachbarorten vorhandenen pockenfähigen Kinder. Denjenigen Impfarzten, welche sich durch fleißiges Impfen besonders hervortaten, wurden Prämien von 25, 50 oder gar 100 Thalern verheißen. Die Mitwirkung auch der Geistlichkeit war insofern vorgesehen, als, wie es in einer damaligen

Verfügung heißt, jeder Ausbruch der Pocken, sowie überhaupt anderer gefährlicher Krankheiten gemeinlich frühzeitig zur Kenntnis der Geistlichen kommt. Sie hatten von Vorfällen der Art sowohl der örtlichen Polizeibehörde als auch dem Kreisphysikus (dem heutigen Kreisarzt) Anzeigen zu machen. Von einigen Aerzten heißt es, daß sie sich bei der Schutzpockenimpfung ausgezeichnet haben; unter ihnen wird der Kreisphysikus Dr. Wiesner zu Deutsch Krone an zweiter Stelle in der ganzen Provinz, und zwar mit 2341 Impfungen im Jahre genannt; ihm wurde denn auch eine Prämie von hundert Thalern bewilligt. Der Stadtchirurgus Graubach zu Deutsch Krone wird ebenfalls anerkennend genannt. Aber auch Laien impften damals. Lehrer, Landrichter und Geistliche befaßten sich aus eigenem Antriebe mit der Impfung und vermochten in unermüdblicher Tätigkeit alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die besonders auch dem platten Lande und unter dem gemeinen Manne der Impfung entgegenstanden. Ganz besonders anerkennend wird dabei des Propstes Bathun gedacht, der „allein und aus besonderer Vorliebe für die Sache“ die bedeutende Zahl von 3444 Kindern geimpft hat, wofür ihm vom Könige die goldene Medaille verliehen wurde. Um schädlichen Fehlacten bei Impfungen durch Laien nach Möglichkeit vorzubeugen, bestand die Vorschrift, daß niemand, der nicht approbierter Arzt oder Wundarzt war, sich eher mit der Schutzpockenimpfung befassen durfte, bevor er nicht durch eine vom Kreisphysikus oder einem andern Arzte ausgestelltes Zeugnis die erforderliche Eignung nachgewiesen und auf Grund dessen die behördliche Erlaubnis zur Vornahme von Impfungen erhalten hatte. Veranlassung zu dieser Bestimmung gab der Umstand, daß unter den Laien (Geistlichen, Lehrern und Leuten aus anderen Ständen) sich auch solche mit der Schutzpockenimpfung befaßten, die keine hinreichende Sachkenntnis besaßen. Die Folge war, daß die von ihnen vorgenommenen Impfungen vor den Pocken nicht schützten, und dadurch das Impfwesen überhaupt unverbildeter Weise in läßlichen Ruf geriet.

Altgermanische Siedlungen in Ostpommern.

Von den Polen wird allen geschichtlichen Tatsachen zum Troste immer wieder mit der Behauptung krebzen gegangen, daß der Osten Pommerns und unser ehemaliges Westpreußen von jeher durch Staven besiedelt gewesen sind. Nun weiß zwar ein jedes Schulkind bei uns im Reiche, soweit es am Geschichtsunterricht teilgenommen hat, daß diese polnische Behauptung eine unverfrorene Geschichtsklitterung ärgster Art ist. Das aber hindert Polen nicht, ganz Hinterpommern bis nach der Oder für sich zu fordern. Demgegenüber steht nun unumstößlich fest, daß Ostgermanen schon in den frühesten vorgeschichtlichen Zeiten in Ostpommern und in dem angrenzenden Westpreußen in starker Zahl siedelten. Diese geschichtliche Tatsache, die wir keinem Geringeren wie dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus in erster Linie verdanken, wie auch durch zahlreiche

Gräberfunde in Westpreußen (dem heutigen Pommerellen) und Ostpommern bestätigt. Besonders in Ostpommern sind in jüngster Zeit eine Anzahl Urnenfunde gemacht worden, z. B. in den Kreisen Schlawe, Rummelsburg, Köslin, Dabitz, Lauenburg und Stolp, die alle germanischen Ursprungs sind und etwa in die Zeit 800—500 v. Chr. fallen. Namentlich die Gegend südlich von Stolp wies eine starke Besiedlung auf, was nicht nur einzelnen Urnenfunde, sondern sogar ganze vorgeschichtliche Friedhöfe beweisen. Bei Stolp z. B. ist auf städtischem Boden in der Waldlage ein altgermanisches Gräberfeld bei Kiesgrabungsarbeiten freigelegt worden, und einzelne Urnenfunde sind rund um Stolp herum durchaus keine Seltenheit. Urnen fand man in mehr oder weniger zusammen hängenden Gräberfeldern auch bei Sageritz, Rathsdammig, Groß-Ralitz, fast unmittelbar an der neuen polnischen Grenze, bei Neujugelow, Maleng, Friedrichstal, Klesching, Eierwieng usw. Alle geborgenen Urnen zeugen von den Erdwallen der alten Germanen im Osten unserer Heimat. Neben der äußeren Form der Urnen ließ sich das auch durch die Bronze- und Eisenbeigaben unzweifelhaft feststellen. Die Urnen befanden sich sämtlich in Steinfliegengräbern, die bei der Ackerbestellung bloßgelegt wurden. Das Stolper Museum kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, durch rege Aufklärungstätigkeit die Blide für diese vorgeschichtlichen Funde gehärt zu haben. Es besitzt bereits 40 Urnen aus der Eisenzeit und 3 aus der vorhergehenden Bronzezeit (etwa 2000—800 v. Chr.), in der bereits Ostgermanen in Pommern ansässig waren. Eine dieser Urnen entstammt einem Gräberfeld bei Rathsdammig. Schon in jener ferneren Vorzeit muß, nach diesen Funden zu schließen, bereits ein großer Kranz von Siedlungen südlich von Stolp vorhanden gewesen sein. — Weiter wurden bei Neujugelow Reste eines vorgeschichtlichen Burgwalles aufgedeckt, deren Entstehung erst durch Nachgrabungen geklärt werden muß. Was diesen südöstlichen Teil des Stolper Kreises aber weiter hochinteressant macht, ist die Entdeckung eines sogenannten Megalithgrabens bei Niemiege auf Malenger Gebiet, nicht weit von der neuen polnischen Grenze. Diese Gräber, die in Ostpommern bisher nicht bekannt waren, während sie z. B. u. a. auf Rügen, in der Rineburger Heide und auch in Westfalen nicht selten sind, entstammen der jüngeren Steinzeit, also der Zeit vor 2000 v. Chr. Das Grab ist aus großen Findlingssteinen hergestellt und bedeckt ein Quadrat von 6 Meter Seitenfläche. Allerdings nimmt das eigentliche Grab nicht den ganzen Raum ein, vielmehr befindet sich innerhalb der Steinpackung zunächst ein freier Raum, darin liegt dann das Grab in der Mitte, ebenfalls aus großen Findlingsblöcken hergestellt und abgedeckt, mit einem Gange, der in die Grabkammer führt. Leider konnte das Grab wissenschaftlich noch nicht erforscht werden. So trifft man überall im nahen deutschen Osten auf die Spuren der germanischen Urvölker. Aus allen diesen Gräberfunden ist dennoch klar ersichtlich, was es mit dem polnischen Märchen

von der vorgezeichneten Bestimmung des deutschen Ostens durch Slaven auf sich hat. Germanisch war der ganze Osten bis über die Weichsel hinaus, und deutsche wird er hoffentlich dereinst wieder werden.

Mein Waldfriedhof.

Von Franz Wahlbe.

Ich habe mir einen kleinen Waldfriedhof ausgesucht.

Wenn ich einmal ganz müde bin, und wenn der abgebrauchte Schreibstift mir aus der rechten Hand stinkt, dann möchte ich dort schlafen. Frühling müßte es sein, wenn sie mich durch die schmale Christbaumstraße tragen. Dann haben alle Christbäume gerade ihre Matenherzen angezündet, und die kleinen Waldbögel singen so inbrünstig von den beherzten Tannenzweigen. Es wird mein schönster Geburtstag sein!

Ich weiß nicht, wie lange ich noch bei euch sein werde. Mein Herz geht langsam und mein Garten liegt verschneit. Die Raben krächzen seltsame Lieder. Vielleicht . . . ich weiß ja nicht.

Und ich habe mir doch einen so lieben mauerzementlichteren Waldfriedhof ausgesucht

Die Koller.

Ein Beitrag zur Geschichte des westpreussischen Schulwesens.

In vielen Städten unserer Heimat hat es neben den christlichen Konfessionschulen noch vor nicht langer Zeit auch jüdische Schulen gegeben. Die Entwicklung dieses jüdischen Schulwesens ist nicht nur schulgesehichtlich, sondern auch politisch interessant.

Welche Zulassungsbedingungen für jüdische Lehrkräfte vor etwa hundert Jahren galten, geht aus einer Verordnung der „Königlichen Regierung von Westpreußen“ hervor, datiert Marienwerder, den 8. Juli 1811. Darin heißt es, von dem Departement der allgemeinen Polizei im Königl. Ministerio des Innern sei festgestellt, daß vor der Hand noch die Annahme und der Aufenthalt der fremden jüdischen Schullehrer und Koller nur unter der Bedingung gestattet werden soll, wenn selbige hinlängliche Zeugnisse ihrer Geschäftlichkeit beibringen und sich durchaus alles Handels enthalten und wenn die Judengemeinden, die sie annehmen, für diese Bedingungen sowie für die sonstige gute Ausführung der angenommenen Schullehrer und Koller einstehen. Das hind, man kann sagen, selbstverständliche Voraussetzungen für die Annahme eines Lehramtes. Nun besagt aber eine weitere Bestimmung, daß „die bereits im Lande befindlichen unbeweideten jüdischen Schullehrer und Koller, so lange, als sie im Lande bleiben wollen, sich nicht verheiraten dürfen.“ Man wollte also einer Vermehrung des jüdischen Bevölkerungsteils vorbeugen. Und die Bedingung, „daß die erst noch ins Land kommenden unverheiratet sein müssen“, zeigt das gleiche Bestreben und die Tatsache, daß man den östlichen Zugang einzuschränken versuchte. Die Magistrate waren angewiesen, „sich hiernach bei jedesmaliger Nachsichtung der Approbation zur Annahme eines fremden jüdischen Schullehrers und Kollers gehörig zu achten und denselben sowohl als denen bereits im Lande befindlichen unbeweideten,

sowie den Juden-Gemeinden die gedachten Bedingungen bekannt zu machen“.

Verordnungen aus den Jahren 1827 und 1828 halten natürlich den Nachweis der erforderlichen Vorbildung aufrecht; doch findet sich in ihnen nicht mehr das Gebot der Unbeweidtheit; dafür ist aber der Besitz des preussischen Staatsbürgerrechts vorgehrieben. Offenbar war es den jüdischen Gemeinden in Preußen nicht möglich, aus ihrer Mitte geeignete Lehrkräfte, die die staatlichen Anstellungsbedingungen erfüllten, zu stellen. Denn aus einer Verordnung der Abteilung des Innern der Regierung zu Marienwerder vom 5. Dezember 1827 geht hervor, daß seitens der jüdischen Gemeinden fortwährend Gesuche um Befreiung ihrer Lehrer von der vorgeschriebenen Prüfung eingingen. Die Regierung sieht sich dadurch zu dem wiederholten Hinweis veranlaßt, daß nach den erlassenen allgemeinen Vorschriften kein jüdischer Lehrer von der Prüfung, „ob er die für e in dem Lehrverstande angehörendes Subjekt erforderlichen Fähigkeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten besitzt“, entbunden werden kann, sondern daß er sich der allgemeinen vorgeschriebenen Prüfung in einem Königl. Seminarium zu unterwerfen hat. „Solange,“ heißt es schließlich in der Verordnung, „nicht bei einer jüdischen Gemeinde ein vorgeschriebmäßig geprüfter, förmlich berufener und von uns genehmigter Lehrer angestellt ist, sind die jüdischen Hausväter verbunden, ihre Kinder in die öffentlichen christlichen Schulen zu schicken.“

Diese Bestimmungen müssen jedoch wenig geachtet haben, denn nach einer Verordnung vom 3. November 1823 muß die Regierung zu Marienwerder nach den ihr vorgelegten Revisionsberichten „mißfällig einnehmen“, daß allen gesetzlichen Vorschriften entgegen noch immer in vielen, besonders in den kleinen Städten des Regierungsbezirks von jüdischen Lehrern Unterricht erteilt wird, die ihre Qualifikation nicht vorgeschriebmäßig nachgewiesen haben. „Durch diese Erfahrungen finden wir uns veranlaßt, die respekt. Magisträte gemeinlich anzuweisen, daß sie zur Schließung aller jüdischen Winkelschulen, wo sie sich noch vorfinden sollten, sofort die erforderlichen polizeilichen Veranstaltungen treffen. Für die pünktliche und vollständige Vollstreckung dieser Verfügung machen wir die Herren Magistratsdirigenten persönlich verantwortlich, und werden uns genötigt sehen, diejenigen Magistratsdirigenten in angemessene Ordnungsstrafen zu nehmen, die sich hiernach eine Nachlässigkeit oder eine unzeitige Nachsicht sollten zu Schulden kommen lassen. Die Herren Landräte aber fordern wir auf, bei ihren Kreisbereisungen die Ausführung dieser Verfügung auf das strengste zu kontrollieren und durchaus nicht zu dulden, daß denselben irgendwo entgegengehandelt werde, vielmehr uns diejenigen Beamten, welche ihrer Pflicht nicht gewissenhaft nachkommen sollten, unverzüglich zur wohlverdienten Rüge und Bestrafung anzuzeigen.“

Die Frau ohne Appetit.

(Der Sage nachgezählt.)

In der Nähe der Stadt Samter im Posenischen lebte einmal ein Bauer mit seiner Frau. Es ging den Beiden gut, die Ernten waren reich, das Vieh gedieh — kurz, es fehlte nichts am Glücke. Da bemerkte der Landmann eines Tages beim Mittagessen, daß seiner Frau die Kartoffelsuppe gar nicht eingehen wollte. Sie rührte nur so mit dem

Büffel herum und aß nicht recht. Besorgt fragte der Mann: „Eine, fehlt dir was?“ Aber die Frau wehrte ab: „Nein, mir fehlt nichts.“

So ging es von nun an alle Tage. Die Ekstase der Frau nahm in beängstigender Weise ab. Täglich aß sie weniger zu Mittag, zuletzt gar nichts mehr. Nun wäre dem Manne ja angst und Bange geworden, wenn er nicht zu seiner Verwunderung bemerkt hätte, daß die Frau nicht nur nicht abnahm, sondern im Gegenteil immer rundlicher wurde und immer röttere Backen bekam. Da dachte der Bauer: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Die Eine müßte ja schon dürr sein wie eine Zaunstange. Ich muß ihr einmal aufpassen.“

Also begab er sich des Nachmittags nicht, wie die Frau dachte, aufs Feld hinaus, sondern versteckte sich hinter der Gartenhecke.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, da trat sein apfelbäciges Frauchen vorsichtig nach links und rechts spähernd aus dem Hause. Eine Flasche trug sie in der Hand, und so schlug sie stiel den Weg zum Dorftruge ein. Inzwischen schlüpfte der Mann ins Haus, wo er auf dem Küchenherd eine Bratpfanne mit Kohlen auf dem Feuer sand. „Boh Krangel und Zwiebad!“ wetteerte der Bauer, „das sieht appetitlich aus.“

Flugs holte er noch eine halbe Mandel Eier aus dem Hühnerstall, schlug diese auch in die Pfanne, tat noch ein tüchtiges Stück Butter daran und verbarg sich dann unter dem Bette.

Bald darnach erschien die Frau. Schmunzelnd entlockte sie die Flasche, aus der es gar lieblich nach Strichbranntwein duftete, und ließ sich einen gehörigen Schluck mundem. Dann sah sie nach ihren Nährweien und freute sich mächtig, daß die unterdessen so gewaltig aufgegangen waren. Sie schüttete das ledere Gericht in eine Schüssel und setzte sich dann zum Schmause in der Stube an den Tisch. Das Frauchen sah bei bestem Appetit zu sein und vergaß auch nicht, ab und zu einen kräftigenden Schluck zu sich zu nehmen. Vergnüglich laute sie dann wieder weiter, wunderte sich aber schließlich, daß sie mit ihrem Gerichte noch nicht fertig war.

„Wie geht das zu,“ sprach sie vor sich hin, daß ich heute mit den Eiern nicht fertig werde. „Ich habe doch nicht mehr in die Pfanne getan, als sonst und war doch auch bei bestem Appetit. Noch einmal wader ins Geschirr!“ Damit fing sie wieder an zu essen, nachdem sie sich neuen Mut getrunken hatte. Die Eier wollten aber noch kein Ende nehmen, und so verfiel die Bäuerin auf ein neues Mittel.

Damit das schon Genossene im Magen besser saß, stieg sie auf die Ofenbank und sprang davon hinunter. Dann schlang sie wieder, dann trank sie wieder und dann sprang sie wieder, und dann fing sie die Reihenfolge wieder von vorn an.

Da riß dem Beobachter unter der Bettstelle die Geduld. Wie, der Blitz fuhr der Bauer hervor, sah den Ausklopper und walkte die Frau barbarisch durch.

„Wart nur, ich will dir schon Appetit machen!“ schrie er.

Da hat die Frau um Verzeihung, sah ihr Unrecht ein und entsagte dem Naschen und den Flaschen.

Seitdem ist sie stets bei Appetit gewesen und das Mittagessen hat ihr alle Tage prächtig geschmeckt. H. Kaufmisch.